

**“Writing Invisibility”
Nicht-fiktionales und akademisches Schreiben von
“Unsichtbarkeit” und Marginalität im urbanen Raum**

PAMPALONE, Tanya / ACCONE, Darryl et al. (eds.). 2013. *Writing Invisibility. Conversations on the Hidden City*. e-book. Johannesburg: Mail & Guardian and ACMS.

http://cdn.mg.co.za/content/documents/2013/08/30/migration_book.pdf
(07.01.15).

rezensiert von
Inge Grau, Universität Wien

Das e-book hat sich zum Ziel gesetzt, dem „Unsichtbaren“ in Städten Südafrikas nachzuspüren und die Verfolgung dieser Spur zum Thema für SchriftstellerInnen, JournalistInnen, WissenschaftlerInnen und FotografInnen gemacht. Die gewählte Form der elektronischen Verbreitung hat Raum für das Experiment der Zusammenarbeit und gegenseitigen Ergänzung durch VertreterInnen unterschiedlicher Disziplinen geschaffen. Was daraus geworden ist, ist ein Buch, das den Blick der daran Mitwirkenden für das Ungewöhnliche im Verborgenen geschärft hat. Es macht aber auch all jene im eigentlichen Wortsinn „neu-gierig“, die durch die Art der Verbreitung selbst Zugang zu oft ungewöhnlichen Orten und Menschen gewinnen können und zu den so unterschiedlichen Perspektiven, aus denen Geschichten erzählt werden können und erzählt werden. Jede der Geschichten in Wort und Bild umfasst selbst eine Vielzahl von Geschichten; sie alle fügen sich aber zu einem harmonischen Ganzen zusammen.

Die Idee, „the invisible city“ (S.3) zum Gegenstand eines e-books zu machen, ging vom *African Centre for Migration and Society* (ACMS) an der *University of the Witwatersrand* (Südafrika) aus. Sie wurde vom *Mail & Guardian*, der nationalen Zeitung Südafrikas, geradezu enthusiastisch aufgegriffen, wie Pampalone und Accone in ihrem Vorwort zu *Writing*

Invisibility (S. 3) feststellen:

It was an opportunity to tell stories in a deeply reported, nuanced way; a way that was long on form not just for the sake of spilling words on to a page, but also as a way of truly exploring, introducing rich characters and satisfying, slow-moving scenes that would keep the reader engaged all the way through, and all the better for it.

SchriftstellerInnen und JournalistInnen sollten Räume und Menschen in den Mittelpunkt nicht-fiktionaler Geschichten stellen, die in öffentlichen Debatten kaum zur Sprache kommen, und damit ausgegrenzte Menschen sichtbar machen und ihnen eine Stimme verleihen. Im *Call for writers* (Kihato 2013) heißt es dazu:

The project aims to document the experiences of people who live their lives in the margins of South African -- and international -- urban spaces. By doing this, it hopes to give voice of those often invisible in public debate -- slums dwellers, undocumented migrants, poor working class families, sex workers and those who live and work in the "underground" informal economy.

Acht AutorInnen - aus Südafrika, Uganda, Kenia, Nigeria und den USA - verfassten dazu acht „realistische“ Geschichten über Räume und die Menschen, die diese Räume mitgestalten: einen Hafen, ein Slumgebiet, Kirchen, eine Mine, Friseurläden, einen Flohmarkt, mit Graffitis gestaltete Mauern, von Skatern beanspruchte Straßen und schließlich auch Räume für Sexarbeit. Mehr noch als diese Räume rückten sie die Menschen in den Blickpunkt. Bei einem Arbeitstreffen im Juni 2013 am ACMS hatten die Autorinnen Gelegenheit, ihre Geschichten, ihre Wahrnehmungen von „Realität“ im akademischen Rahmen zu präsentieren. SozialwissenschaftlerInnen waren eingeladen, in einen lebendigen Dialog mit ihnen zu treten, ihre Narrative aufzugreifen und dazu Beiträge aus ihrem jeweiligen Fachbereich zu verfassen.

Das durch das *Max Planck Institute* unterstützte e-book hat zum Ziel, eine Verbindung zwischen „realem“ literarischem und journalistischem Schreiben und dem Schreiben in den Sozialwissenschaften herzustellen (vgl. Project-

writing-invisibility). Jackee Budesta Batanda, Caroline Wanjiku Kihato und Matthew Wilhelm-Solomon vom ACMS wollten dadurch den Blick darauf lenken, worin Schreibweisen von WissenschaftlerInnen, JournalistInnen und SchriftstellerInnen einander ergänzen können, worin sie miteinander korrelieren und sich unterscheiden (S.4f).

Dem Vorwort von Tanya Pampalone und Darry Accone vom *Mail & Guardian* (S.3), der Einführung in das Projekt durch das ACMS (S.4f) und den Kurzbiografien der acht AutorInnen (S.6f) folgen die Geschichten (S.8-109), alle eingeleitet von Fotos der am Projekt beteiligten FotografInnen. Am Ende des Buchs folgt zu jeder Geschichte ein Kommentar von WissenschaftlerInnen, die mit der jeweiligen Thematik vertraut sind - mit einer Kurzdarstellung ihrer Forschungsbereiche (S.110-124).

Die von den AutorInnen und Autoren gewählten Zugänge zu den nicht-fiktiven Erzählungen sind heterogen:

literarisch - bei den Schriftstellerinnen Eva Fairbanks in *The seafarers* (S.8-21; Fotos von David Harrison, S.8-11, von dem auch das Coverfoto stammt), Jackee Butesta Batanda – in *It should have been a Little India* (S.75-85; Fotos von Delwyn Verasamy, S.75ff), Taryn Jeanie Mackay – in *SpaceWarz in Cape Town* (S.86-100; Fotos von David Harrison, S. 86-89) und Chika Unigwe – in *Migrant Nigerian sex workers and feminism* (S.101-109; Fotos von Silvia Morara, S.101f);

lebensgeschichtlich - bei der Stadtplanerin Caroline Wanjiku Kihato in ihrer Geschichte *The bookseller of Kibera* in einem „Slum“ von Nairobi (S.22-33, Fotos von Nick Kozak, 22ff);

narrativ-journalistisch - beim Migrationsforscher Matthew Wilhelm-Solomon in *Prophets of the city* (S.34-46; Fotos von Delwyn Verasamy und vom Autor, S.34f) beziehungsweise engagiert-journalistisch - bei Kwanele Sosibo in *The burial of Lugani Mabutyana* (S.47-63; Fotos von Madelene Cronjé, S.47-52), in dem der Autor einem unter ungeklärten Umständen ums Leben gekommenen Opfer von Marikana (Südafrika) das Geleit in sein Heimatdorf gibt;

und anthropologisch - im Beitrag von Emily Margaretten *I get money, now I get trouble': Tanzanian women in Durban* (S.64-74; Fotos von Oupa Nkosi,

S.64f).

Auch die Zugänge der Fotografinnen und Fotografen, deren Fotos die Erzählungen einleiten, differieren und stehen für unterschiedliche Genres: Dokumentaraufnahmen, Stimmungsbilder, Charakterstudien, Momentaufnahmen, Selbstinszenierungen und Bilder aus dem Alltag der Menschen. Diese Fotos sind nicht etwa „Beiwerk“ oder „reine Illustration“, sie erzählen selbst Geschichten und bilden zugleich einen integralen Bestandteil der Beiträge. Spontan fiel mir dabei der Begriff „Gesamtkunstwerk“ ein: Er charakterisiert Werke, in denen Inhalte und Ausdrucksformen nicht nur „illustrativ“ miteinander verbunden sind, sondern in denen, wie Odo Marquard (1986) feststellte, Grenzen zwischen „Realität“ und „Ästhetik“ durchlässig werden. Das so vielfältige Erzählen von Geschichten mit ganz unterschiedlichen Mitteln, dem von Fotografinnen, SchriftstellerInnen und JournalistInnen und dem von WissenschaftlerInnen, bildet dabei ein einigendes Band, lässt „Realität“ durch die ästhetische Gestaltung hindurch erahnen und wirkt kompensatorisch gegenüber allzu starker Versachlichung - ganz im Sinne von Marquard (1986: 105f.) und seiner Sicht der Funktion von Geisteswissenschaften:

„Denn die Menschen: das sind ihre Geschichten. Geschichten aber muß man erzählen. Das tun die Geisteswissenschaften: sie kompensieren Modernisierungsschäden, indem sie erzählen; und je mehr versachlicht wird, desto mehr – kompensatorisch – muß erzählt werden: sonst sterben die Menschen an narrativer Atrophie. [...] Je moderner die moderne Welt wird, desto unvermeidlicher werden die Geisteswissenschaften, nämlich als erzählende Wissenschaften.“

(1) Als Eva Fairbanks erstmals im Jahr 2009 in die südafrikanische Hafenstadt Cape Town kam, wurde sie in ihrer Erwartung enttäuscht, dass der Hafen im Leben der Menschen der Stadt eine wichtige Rolle spiele. „I came to think of Cape Town as a mountain city that happened to have a port, rather than a port city graced by a mountain.“ (S.12) In ihrer Geschichte *The seafarers* (S.8-21) geht sie vier Jahre danach dem Phänomen der „Unsichtbarkeit“ der Menschen nach, die einst durch ihre Arbeit so eng

mit dem Leben am Meer und mit dem Hafen verbunden waren, wie etwa Matrosen aus vielen Teilen der Welt oder Hafearbeiter. Die Erfahrungen von Menschen rund um den Hafen kommen zur Sprache. Die Menschen selbst kommen zu Wort - zwei ehemalige Dockarbeiter, ein Schiffsagent, Missionare, ein indonesischer Bibellehrer, Frauen, die in den Bars rund um den Hafen als „sugar girls“ arbeiteten - in Bars, die den Seeleuten aus Taiwan oder anderen fernen Regionen so etwas wie ein wenig „Heimat“ vermittelt hatten – und Fischer, die seit der Einführung von Hochseefischerei nicht mehr vom Fischfang leben können. Diese Erfahrungen sind in die spannungsreiche politische und wirtschaftliche Entwicklung Südafrikas seit den späten 1950er Jahren eingebettet. Es ist eine vielstimmige Geschichte des permanenten Wandels und der Notwendigkeit der Menschen, sich mit dem Wandel zu arrangieren.

In seinem Kommentar dazu geht Loren Landau auf den Wissenschaftsdiskurs zu „insider“- und „outsider“-Sein ein. Er ist einer der wenigen Kommentatoren, die explizit eine Antwort darauf geben, was in seiner Sichtweise akademisches Schreiben von Fairbanks Schreiben unterscheidet – und dem Geschichten-Erzählen seinen spezifischen Wert verleiht: „Where an academic piece might have focused on one character – or one theme – the benefit of this mode of storytelling is that we follow Fairbank’s breadcrumb trail as she meanders through this forest of characters and confrontations.“ (S.111). Sie spreche auf diese Weise mit – und nicht zu – einer südafrikanischen oder auch globalen LeserInnenschaft (S.110).

(2) Die Aussage, dass auch BewohnerInnen von Slums Interesse an Büchern und an der Ausbildung ihrer Kinder haben, stellt das Stereotyp in Frage, „Slums“ seien ausschließlich durch Armut, Ausgrenzung und Gesetzlosigkeit charakterisiert und durch das Streben nach Befriedigung sogenannter „menschlicher Grundbedürfnisse“. Sie entstammt dem Beitrag *The bookseller of Kibera* von Caroline Wanjiku Kihato (S.22-33).

Few think of slums as places where people have an interest in books, reading or education. Our stereotypes are locked in on the basic human necessities, such as shelter, food, water and sanitation, that everyday life

there must revolve around. But in Kibera there is a reverence for education. Here, parents will sacrifice almost anything, even a life in a middle-class home with space, piped water and flush toilets, to send their children to good private schools, pay for extra tuition and buy books. (S.29)

Die Geschichte vom Buchhändler Khaleb Omondi ist die Geschichte von einem Mann, der selbst Bücher liebt und mit dem Verkauf von Büchern in Kibera, einem Slum von Nairobi (Kenia) auch wirtschaftlich Erfolg hat – bis es eines Tages – nach den Wahlen vom Dezember 2007 - zum Ausbruch von Gewalt kommt und sein Buchladen zerstört und ausgeplündert wird. Unter den Tätern waren auch ehemalige Kunden. Wurde er als Luo ein Opfer „ethnischer“ Gewalt durch Kikuyu? Oder als Migrant, der es „geschafft“ hat? Das bleibt offen. Baut er seinen neuen Laden - trotz der Gewalterfahrung – nur aus Pragmatismus wieder in Kibera auf? Auf Kihatos diesbezügliche Frage antwortet er: „*Ni watu tu, they are just people. I am a business man, and they are also my customers.*“ (S. 32)

In ihrem Kommentar zum Essay von Kihato stellt Marie Huchzermeyer (S.112f), von der *School of Architecture and Planning (University of the Witwatersrand)*, fest, dass Kibera häufig Gegenstand von Filmen, Forschung, der Arbeit von KünstlerInnen und der „aid industry“ sei: „(...) Kibera has a strong virtual presence.“ (S.112) Was also sollte an der Geschichte über Khaleb Omondi „unsichtbar“ sein? Huchzermeyer liest sie als eine Geschichte von der Spannung zwischen Kreativität und Unternehmertum auf der einen Seite und der Konfrontation mit Zerstörung auf der anderen; zwischen dem Gewöhnlichen und dem Außergewöhnlichen; darüber hinaus auch – wenn auch nur angedeutet - zwischen den ländlich-„traditionellen“ Werten von Khaleb Omondis Herkunftsgebiet und „westlich“-urbanen Werten. Huchzermeyer hätte sich von der Geschichte erwartet, „to delve a little deeper into the underexplored intertwining of rural and urban values, in particular from a gender perspective.“ (S.113) Die eigentliche Bedeutung von Kihatos Schreiben liege für sie im Darstellen und damit Erfahrbar-Machen von Gewalt und vom Umgang mit schmerzhafter

Erinnerung - und bilde damit ein wesentliches Gegengewicht zu oft unter Zeitdruck verfassten akademischen Arbeiten. „In this way too, Kihato writes the invisible.“ (S.113)

(3) Matthew Wilhelm-Solomon stellt in *Prophets of the city* (S.34-46) Propheten und alternative Heiler in Johannesburg ins Zentrum seiner Geschichte, die vor allem unter MigrantInnen populär sind. Auf die Frage nach dem Grund, antwortet einer von ihnen: “it is mainly migrants, both those from Zimbabwe and those from within South Africa, who seek prophecy. ‘Jo’burg has many challenges of job,’ he explains. ‘People need luck to get jobs. (...) When we’re in Jo’burg we are all foreigners.’“ (S.42)

Wilhelm-Solomon sprach mit Personen, die ihre Heilungsrituale im Geheimen und in unzugänglichen ländlichen Regionen abhalten und solchen, die sie öffentlich und im urbanen Raum durchführen, wie etwa in der *Revelation Church* mit Hunderten von TeilnehmerInnen – und Millionen, die diese Rituale über Fernsehkanäle mitverfolgen. Was ist daran das „Unsichtbare“, das Wilhelm-Solomon zu seinem Thema macht? Nach der Sozialanthropologin Lorena Nunez (S.114f) mache sein Text das Leben außergewöhnlicher Menschen sichtbar, die oft unerkant in der Stadt leben. „The text makes us aware of the likelihood that at any given time – and unknowingly – we may encounter extraordinary people living ordinary lives, such as the gifted prophet who makes a living as a security guard in a parking area outside a casino.“ (S.114)

(4) Der südafrikanische Journalist Kwanele Sosibo, *The burial of Lungani Mabutyana* (S.47-63), geht der Lebensgeschichte eines Minenarbeiters an der Platinmine von Lonmin nach, der im Jahr 2012 das Massaker von Marikana überlebt hat, danach aber unter ungeklärten Umständen verstarb. Hat er Selbstmord verübt oder wurde er ermordet? Hat er selbst seinen Arbeitsplatz gekündigt oder wurde er entlassen? Sosibo erfährt dazu Widersprüchliches und kann trotz umfassender Recherchen auf diese Fragen keine befriedigende Antwort finden. Er gibt dem Verstorbenen Geleit auf dem Weg in sein weit entferntes Heimatdorf KwaMrabo. Die

Fotos von Madeleine Cronjé (S.47-52) begleiten Mabutyana auf ihre Weise auf seinem letzten Weg. Bild und Text bilden vor allem in diesem Beitrag eine organische Einheit.

Sosibo geht auch den häufig ausgeblendeten Gründen für den Streik der Minenarbeiter nach. Es ging ihnen nicht nur um mehr Lohn und verbesserte Arbeitsbedingungen, sondern auch um mehr Menschlichkeit und um die Anerkennung ihrer Würde. Die Geschichte vom Leben und Tod von Mabutyana ist eingebettet in den Kontext des Lebens von Minenarbeitern im Post-Apartheid-Südafrika und reflektiert den sozialen Wandel, der mit dem Ende der Apartheid einherging. Das Leben von Minenarbeitern in Südafrika hat sich seit dem Ende des 19. Jahrhunderts in manchen Bereichen nur wenig verändert: Der Bergbausektor zielt auf Kapitalakkumulation ab und stützt sich daher nach wie vor auf billige Arbeitskräfte und das System der Wanderarbeit.

Sosibo führte zahlreiche Gespräche mit Mabutyanas Zwillingsbruder und Interviews mit seinen nahen Verwandten. Dabei zeigten sich – neben Kontinuitäten – auch Diskontinuitäten gegenüber der Vergangenheit – und Möglichkeiten für Wandel, auch Wandel der Genderrollen – nicht nur gesamtgesellschaftlich, sondern auch innerhalb von Familien. Während in Mabutyanas Familie über mehrere Generationen eine Tradition der Beschäftigung im Bergbau – und der Abhängigkeit davon – besteht, konnten sich jüngere Familienmitglieder, auch Frauen, aus dieser Abhängigkeit lösen.

Der Soziologe Crispin Chinguno hebt in seinem Kommentar (S.116f) zu Sosibos Beitrag hervor, dass der Autor den Minenarbeitern und Angehörigen von Mabutyana eine Stimme gibt. "The evidence presented in this story is extraordinary, as it shifts from the usual elitist discourse by giving a voice to the marginalised." (S.117) Chinguno plädiert für eine soziologische Analyse von Leben und Tod Mabutyanas, aus der die Verbindung von persönlicher Erfahrung und gesellschaftlichen Bedingungen noch stärker abzulesen wäre (S.116), ohne allerdings selbst einen Ansatz in diese Richtung zu unternehmen.

(5) In der Geschichte *'I get money, now I get trouble': Tanzanian Women in Durban* (S.64-74) von Emily Margaretten geht es um Überlebensstrategien tansanischer Immigrantinnen im Gebiet von Durban Point, wo sie als Friseurinnen ihren Lebensunterhalt verdienen. Die US-Amerikanerin Margaretten ist als Anthropologin mit akademischem Schreiben vertraut und selbst in ein Forschungsprojekt zu tansanischen ImmigrantInnen in Durban eingebunden. In ihrem Essay lässt sie die Betroffenen selbst zu Wort kommen. Immer wieder unterbricht sie deren Erzählungen aber, um den jeweiligen zeitgeschichtlichen Hintergrund sichtbar zu machen oder Aussagen relevanter Fachliteratur aufzugreifen. Tansanische MigrantInnen lebten seit den 1960er Jahren in Südafrika. Unter der Präsidentschaft von Julius Nyerere kam es vielfach zu deren Rückholung nach Tansania und erst ab Mitte der 1980er Jahre wieder verstärkt zur Einwanderung nach Südafrika.

Frauen, die vorsichtig und umsichtig an ihrem wirtschaftlichen Erfolg arbeiten, stehen im Fokus der Geschichte. Sprichwörter in Swahili, wie sie etwa auch auf Kleidung aufgedruckt sind, bringen das Lebensgefühl und die Erkenntnisse ihrer Trägerinnen deutlich zum Ausdruck, wie etwa das von Paulina, einer Frau mittleren Alters, die ihren kleinen Schönheitssalon nicht vergrößert, obwohl sie das könnte. Auf ihrer Kanga, ihrem Wickeltuch, ist zu lesen: *“Riziki mwanzo wa chuki. [Provision begins hate.]* Or, as Paulina gamely puts it, *'I get money, now I get trouble.'*”

Spruchwörter, *“printed on dresses, adorning the edges of skirts, spoken in conversations and explicated in interviews”* (S.66) bilden gleichsam den Leitfaden von Margaretten's Geschichte/n. Die Bedeutung von Sprichwörtern variiert je nach dem Kontext, in dem sie zur Anwendung kommen. Für die Deutung der Lebensgeschichte der Frauen Paulina, Tina, Natasha, Selina und Revival werden sie für die Autorin zu einem wichtigen Wegweiser zum Verständnis ihrer Erfahrung. Wie sehr die Bedeutung von Sprichwörtern situationsabhängig ist, zeigt sich an *“Tuko pamoja. [We are together.]”* (S.67) Es könnte als Bekräftigung gegenseitigen Verständnisses und gegenseitiger Unterstützung verstanden werden. Selina erklärt aber,

dass TansanierInnen in Südafrika einander kaum den Erfolg gönnen. “There’s no getting together when it comes to Tanzanian people living in South Africa. Many don’t want you to go further. They want you to stay right there.” Damit bekommt *tuko pamoja* eine andere Bedeutung: “In this case, *tuko pamoja* represents the lowest common denominator – of being poor but evenly matched with everyone else also struggling to ‘make it’ in South Africa.” (S.67) Andererseits hatten in Südafrika fremdenfeindliche Übergriffe auf ImmigrantInnen aus anderen afrikanischen Ländern, die im Jahr 2008 durch die Weltpresse gingen, zur Folge, dass das Aufrechterhalten guter Kontakte zu Freunden, Familienmitgliedern und zum Partner für wertvoll erachtet wird.

Gerade die Nähe könnte aber auch Gefahr bedeuten, wie Sharid Chari, vom *Department of Anthropology* der *University of the Witwatersrand*, in seinem Kommentar (S.117f) zu einer Textpassage von Margaretten (S.70) zum Ausdruck bringt. “One person says: ‘*Kikulacho kinguoni mwako* [What eats you is in your dress]’. Indeed, we know that many women face violence in their most intimate spaces, and not from strangers. This is practically a proverb in talk about gender-based violence in South Africa.” (S.118) Charis Kommentar fasst im Wesentlichen zusammen, was Margaretten in ihrem Beitrag zur Sprache gebracht hat – und beschreibt deren Zugang mit den Worten: “Margaretten uses an interesting device – the circulation of Kiswahili proverbs – to think about these migrant ways of being in Durban.” (S-117f)

(6) Jackee Budesta Batanda, Schriftstellerin und Journalistin aus Uganda, rückt in ihrem Beitrag *It should have been Little India* (S.75-85) einen Flohmarkt in Fordsburg, einem Vorort von Johannesburg, in den Fokus ihrer Geschichte/n. In Fordsburg ließen sich ursprünglich „weiße“ Goldgräber und Handwerker nieder. Unter den Bedingungen von Segregation und Apartheid wiesen die südafrikanischen Behörden diese „Zone“ InderInnen zu. Im Artikel von Batanda geht es um die Entwicklung Fordsburgs seit dem Ende der Apartheid und um die zunehmende

Bedeutung, die MigrantInnen unterschiedlichster Herkunft dabei gespielt haben und weiterhin spielen. Anhand von Lebensgeschichten greift sie den Wandel von „urban space“ auf, wie er durch diese MigrantInnen mitgestaltet wird. Sie unternimmt dies anhand von zwei „Erfolgsgeschichten“ von Immigranten: jener des Marokkaners Abdeslam Ahmed Habiballah, der als 18-jähriger nach Südafrika kam – und nun einer der einflussreichen älteren Immigranten ist (S.78), und anhand der Geschichte von Shahid Choban, dem Vorsitzenden des Managementkomitees des Flohmarkts von Fordsburg Square, der im Jahr 2000 „in search of a new life“ (S.83) aus Pakistan nach Südafrika kam. Batanda lässt die beiden ausführlich zu Wort kommen: Sie erzählen nicht nur ihre Lebensgeschichte, sondern gehen auch auf die Entwicklung des Wochenendflohmarkts von Fordsburg Square ein und auf die Konflikte mit den Behörden und ihre engagierten Versuche zur Wiederbelebung des Platzes an den Wochenenden. Batanda ergänzt die Erzählungen der Protagonisten durch eigene historische Recherchen. Abschließend stellt sie fest:

„Regardless of the disagreements about the square and whose story it is, the one story that shines through is how the flea market over the weekend transforms it into something beautiful and compelling, making it a safe outing for families and visitors wishing to experience a part of Johannesburg at night.“

Habiballah und Choban scheinen in ihren jeweiligen Migrant-Communities weithin bekannt und hoch angesehen zu sein. Daran anknüpfend stellt Zaheera Jinnah, Forscherin am ACMS zum Schwerpunkt Arbeit und Lebensweise, Gender und Migration, in ihrem Kommentar (S.119f) die Frage: „To what extent, then, do they represent the invisible?“ Ihre Fragen nach „Unsichtbarkeit“ in unterschiedlichen Zusammenhängen bringen etwas entscheidend Neues in Überlegungen zu „Writing Invisibility“ ein. Sie fragt: Kann Unsichtbarkeit nicht auch die eigene Wahl sein? Oszillieren Menschen nicht vielleicht zwischen Sichtbarkeit und Unsichtbarkeit? Und: Unsichtbarkeit - für wen? „In this article we see how both men are visible in public space yet absent or marginalised in

interactions with authorities.“ (S.120) Und welche Personen, Gruppen von Menschen sind unsichtbar? Die Armen in der Stadt? Kinder? MigrantInnen? Und wiewohl Jinnah einerseits den Wert von erzählendem Journalismus als Brücke zwischen akademischem und öffentlichem Diskurs hervorhebt, so ist sie sich andererseits auch bewusst, dass die LeserInnenschaft, die durch ein (wenn auch kostenlos zugängliches) e-book oder durch Teilabdrucke der Geschichten im *Mail & Guardian* erreicht werden kann, recht beschränkt bleibt. Sie hofft allerdings, dass diese Form von „Unsichtbarkeit“ für die Mehrheit durch begleitende Strategien verringert werden kann (S.120).

(7) Die südafrikanische Schriftstellerin und Wissenschaftlerin Taryn Jeanie Mackay, die sich für sogenannte „Subkulturen“ engagiert, erzählt in *SpaceWarz in Cape Town* (S.86-100), wie die Lebens- und Ausdrucksweise junger Skateboard-Fahrer und Graffiti-Künstler in dem als *District Six* bezeichneten Gebiet von Cape Town auch im Post-Apartheid-Staat aufgrund der geltenden Gesetzeslage kriminalisiert wird.

Skating and graffiti are regulated by the City of Cape Town through two provincial legislative enactments: the Bylaw Relating to Streets, Public Places and the Prevention of Nuisances, 2007“ (the “nuisance bylaw”) and The City of Cape Town: Graffiti Bylaw, 2010 (the “graffiti bylaw”). In terms of these bylaws, the two activities have been declared to be a nuisance, attracting criminal sanctions unless they are conducted with the direct consent of the city.

Mackay lässt einige dieser jungen Menschen zu Wort kommen, die einen Weg suchen, um -trotz schwieriger sozialer Verhältnisse – ihrem Leben durch Kreativität und Können Sinn zu geben. Durch ihre Widerständigkeit fordern sie gegenüber Vertretern der Bürokratie (deren Sichtweise auch in den Beitrag eingeht) ihre Teilhabe am „öffentlichen Raum“ ein.

Mehita Iqani, die sich mit Medien und bildender Kunst befasst, ergänzt in ihrem Kommentar (S.121f) die Geschichte/n um Überlegungen zu Politiken in Bezug auf den sogenannten öffentlichen Raum. Sie greift dabei unter

anderem auf Wissenschaftsdiskurse von Jürgen Habermas und auf Hannah Arendts Theorie von Öffentlichkeit zurück.

„Arendt argues that the public realm comprises a number of components, including accessibility, participation and visibility. The public is not only a space to which all can gain access and within which all can actively participate in some kind of collective project, but it is also a space that is visible to all.“

Um diese Sichtbarkeit geht es der Medienwissenschaftlerin Anna Feigenbaum (nach Iqani S.121f), die in ihrem Artikel *Concrete Needs No Metaphor: Globalized Fences as Sites of Political Struggle* (2010) erklärt, dass Mauern, die errichtet worden sind, um zu trennen (wie jene Israels gegenüber Palästina oder die der USA gegenüber Mexiko), zu Orten der Kommunikation und des Widerstands gemacht werden können und werden. In diesem Sinn ermutigt Iqani dazu:

„the skaters should keep on skating, and the graffiti writers writing – because it is through their acts of participation and expression that the true public realm is forged, despite the attempts by commercially oriented bureaucrats to claim it as something to which only the rich and powerful have access.“

(8) Die nigerianische Schriftstellerin Chika Unigwe stellt in *Migrant Nigerian sex workers and feminism* Überlegungen dazu an, ob nigerianische Prostituierte/Sexarbeiterinnen grundsätzlich nur Opfer seien - oder ob sie unter bestimmten Bedingungen nicht auch als Feministinnen gelten könnten. Ursprünglich sei sie selbst der Meinung gewesen, Sexarbeiterinnen wären willenslose und ohnmächtige Opfer einer von Männern dominierten Gesellschaft. „I was certainly convinced, having been conditioned to be so, that every Nigerian sex worker in Europe was literally a poor woman who had been tricked into making the trip by a callous male pimp who then held her hostage.“ (S.104) Den Nachforschungen des Journalisten Lukas Roegler

zufolge (vgl. seine Dokumentation *Sisters of No Mercy* [2011]) habe aber die internationale Sexmigration aus Nigeria ihren Ursprung in der Handelstätigkeit von Frauen in Italien in den 1980er Jahren - die meisten von ihnen aus Benin City (Nigeria). Sie fanden heraus, vielleicht sogar eher zufällig, „that there was a niche in the sex market that they could occupy. They did so.“ (S.104) In ihren Recherchen zu ihrem Roman *Black Sisters Street* (2010) führte Unigwe zahlreiche Interviews in Benin City (Nigeria) und in Antwerpen (Belgien) mit Frauen, die damals oder früher einmal mit der „europäischen Sexindustrie“ (Vearey 2013:123; vgl. auch Jabbar o.J.) in Kontakt gekommen waren. Diese Gespräche hatten bei ihr einen Umdenkprozess eingeleitet und sie dazu gebracht, die Frage zu stellen: „why is there such strong opposition to expanding feminism (or feminisms [...]) to include sex workers?.“ (S.104) In ihren eigenen Recherchen stellte sie fest, dass es vorwiegend Frauen sind, die Frauen als Sexarbeiterinnen anwerben; dass viele von ihnen ihrer Sexarbeit danach aber letztlich „unabhängig“ nachgehen, und dass sie häufig selbst die Wahl zwischen Sexarbeit und anderen Formen von Arbeit treffen.

Many of the women I spoke to were not working in order to be able to eat three times a day. The motivation was stronger than that. Roegler's work follows four Nigerian ex-commercial sex workers from Benin City who have been deported from Italy. Even though all the women cite "wanting a better life" as their prime motivation for being voluntarily trafficked, all but one links the "better life" to escaping poverty. Their "better life" has a feminist ideal to it: independence. (S.105)

Der Kommentar von Jo Veary (S.123f), die am ACMS zu Gesundheit, HIV und Sexarbeit forscht, ist der Einzige, der eine grundsätzliche Kritik an einem Beitrag formuliert – und zwar in Bezug auf die unscharfe und unkritische Verwendung der beiden grundlegenden Begriffe „Sexarbeit“ und „Prostitution“, die Unigwe häufig synonym verwende.

I apply the term "sex worker" to refer to adult women, men or transgendered persons who self-identify as sex workers, consent to the sale of sex and view the selling of sex as a job that deserves the same workplace protections and labour rights as any other form of employment. This is an important clarification. I choose not use the term prostitution when referring to adult consensual sex work; the label "prostitute" refers to somebody who is prostituted for the (financial) benefit of another, such as a pimp. (Veary S.123)

Veary besteht auch auf einer klaren Unterscheidung zwischen „trafficking“ einerseits - dem Druck, der auf Frauen ausgeübt wird, um sie wie „Ware“ zu versenden und auszubeuten, und Migration und Sexarbeit andererseits. Und sie warnt vor polarisierenden feministischen Positionierungen, wie der, dass Prostitution in jedem Fall Gewalt gegen Frauen impliziere oder dass Sexarbeit von Erwachsenen im gegenseitigen Einverständnis grundsätzlich als Arbeit zu klassifizieren sei. Der Schlussfolgerung von Unigwe, dass Sexarbeitsmigrantinnen aufgrund ihrer oftmaligen „Unabhängigkeit“ von AusbeuterInnen jedenfalls der globalen feministischen Bewegung zuzurechnen seien, folgt Veary nicht.

In den Kommentaren der Wissenschaftlerinnen zu den acht nicht-fiktionalen Geschichten klingt vieles an, was sie als bereichernd, Impulsgebend, als ergänzenswert, aber auch als verkürzt oder sogar als unzureichend wahrgenommen haben. Was umgekehrt die AutoInnen der Geschichten am tagespolitischen journalistischen oder akademischen Schreiben – auch ihrem eigenen – offenbar vermissen (vgl. die Beiträge von Caroline Wanjiku Kihato, Taryn Jeanie Mackay, Emily Margaretten und Matthew Wilhelm-Solomon), lässt sich implizit aus den Geschichten selbst erschließen. Sie erzählen nicht nur von Menschen und ihren Erfahrungen, sie lassen sie selbst zu Wort kommen. Sie machen sichtbar, was oft ausgeblendet bleibt, auch Widersprüchliches. Sie machen erfahrbar, auf welche Weisen Menschen in der Stadt zugleich Sichtbarkeit und Unsichtbarkeit leben und erleben. Und sie bringen nicht nur ihr eigenes

historisches Wissen ein, ihre eigenen Erkenntnisse über historische und gesellschaftliche Zusammenhänge, sondern auch ihre Nachdenklichkeiten. Auf diese Weise erzählen sie in einer einzigen Geschichte vielerlei Geschichten.

Die Fotografien, die den Geschichten vorangestellt sind, sind nicht einfach „Beiwerk“ oder „Illustration“ zu den Geschichten, sondern erzählen auf ihre Weise selbst Geschichten. Leider bleibt „unsichtbar“, in welcher Weise die – nur namentlich genannten - FotografInnen in das Projekt „Writing Invisibility“ eingebunden waren, obwohl ihre Fotos in etwa ein Fünftel der gesamten Publikation ausmachen. Auch war ich mir nicht im Klaren darüber, wie ich die Tatsache deuten sollte, dass die Kommentare von VertreterInnen der jeweiligen mit der Thematik befassten Fachdisziplinen geschlossen gleichsam als „Anhang“ zu den Geschichten publiziert wurden: Wurden sie dorthin „verbannt“? Oder sollte letztlich doch „akademisches Schreiben“ von WissenschaftlerInnen „das letzte Wort“ haben? Wie auch immer: Mir jedenfalls erschien diese Trennung als eine künstliche und ich habe ihre Kommentare daher in meine eigenen Reflexionen zu den einzelnen nicht-fiktionalen Geschichten eingebunden.

Die in der Einleitung formulierte Zielvorgabe, mit der Publikation des e-books sichtbar zu machen, in welcher Weise die unterschiedlichen Denk- und Schreibweisen einander ergänzen, worin sie miteinander korrelieren und sich unterscheiden, ist teilweise explizit und teilweise implizit aufgegangen. Der Brückenschlag zwischen nicht-fiktionalem Erzählen und Analyse, zwischen Geschichten und Geschichte, zwischen „(Er)Leben“ und „Wissenschaft“ ist es jedenfalls wert, wiederholt zu werden – und sollte für möglichst viele Menschen sichtbar und erfahrbar werden.

Kurzbibliographie

Jabbar, Siji (o.J.): http://archived.thisisafrica.me/new-releases/detail_/19987/writing-invisibility-conversations-on-the-hidden-city-why-sex-workers-should-be-recognised-as-feminists-and-other-thought-provoking-essays (07.01.2015).

- Kihato, Caroline (2013): <http://h-net.msu.edu/cgi-bin/logbrowse.pl?trx=vx&list=h-safrica&month=1302&week=a&msg=78YullbNapzacnrxETGRUQ&user=&pw=> (07.01.2015).
- Marquard, Odo (1986): Über die Unvermeidlichkeit der Geisteswissenschaften. Vortrag vor der Westdeutschen Rektorenkonferenz. In: Marquard, Odo: Apologie des Zufälligen: philosophische Studien. Bd. 8351. Stuttgart: Reclams Universalbibliothek.
- Project-writing-invisibility (o.J.): <http://www.migration.org.za/page/project-writing-invisibility> (07.01.2015).
- Vearey, Jo (2013): A Response to 'Migrant Nigerian Sex Workers and Feminism'. In: Pampalone, Tanya/ Accone, Darryl et al. (eds.): Writing Invisibility. Conversations on the Hidden City. e-book. Johannesburg: Mail & Guardian and ACMS, 123-124.